

(Nachdruck verboten.)

3) Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Lorenz hielt den Schneeblock, welcher ihn völlig dem Blick der jungen Leute entzog, mitten im Rollen mit dem Bergstock auf. Der Junge hielt im Laufen inne, sprachlos auf das Wunder starrend. Da hob sich der schwarze Kopf des Achenbachers über den Schneerand. Das Mädchen schrie laut auf und drückte sich ängstlich an den Jungen, welcher, wie zur Verteidigung, den Arm um ihr rotes Flanelkrötchen legte.

„Da gehst her, Flori!“ rief Lorenz.

Der Junge zögerte.

„Wird's werd'n!“ Der Bergstock wurde zornig erhoben.

„I hab' grad der Keßl a bißl schieben g'holt'n. Das wird wohl kein Unrecht sein,“ erwiderte Flori, ohne seinen Platz zu verlassen.

Da stürmte schon Lorenz die Anhöhe hinauf. Der Junge erwartete ihn regungslos, während das Mädchen ihn mit ihrem Körper deckte und mit großen, ängstlichen Augen den zornigen Mann anblickte.

„I hab' 'n g'ruß'n, Herr Bürgermeister. Mich schlag'n S', wen's net recht war, Herr Bürgermeister.“

Diese Ansprache brachte Lorenz vollends in Wut. Er riß das Mädchen von seinem Buben los und schleuderte sie in den Schnee. Sie kollerte den steilen Abhang hinab.

„Hab' i Dir net hundertmal g'sagt, Du hast nix z'thuan bei dene Leut?“ brüllte er jetzt Flori an, drohend den Bergstock schwingend.

Doch dieser blickte, ohne einen Versuch zu machen, einem Schlag auszuweichen, den Abhang hinab.

Unwillkürlich wandte auch Lorenz sich.

„Ja, wo is denn jetzt hinkomma, die Dirn?“ fragte er.

Doch Flori flog schon hinab. Jetzt kniete er vor einem dunklen Gegenstande, neben einem verschneiten Baumstrunk. Er hob ihn auf. Alle Teufel, das Mädchel! Na, heut is a Tag. Jetzt pressierte es auch ihn.

Der Baumstrunk zeigte Blutspuren.

Fiori rieb die Stirn keifels mit Schnee, und eben als er ankam, schlug sie die Augen auf.

„Was war denn jetzt, Flori?“ fragte sie erstaunt, ohne den Kopf in seinen Armen zu bewegen.

„Thuat's weh, Keßel?“ fragte Flori mitleidig.

Sie lächelte und schüttelte leise den Kopf. „Jetzt nimma.“

Als sie aber das Antlitz des Bauern über sich erblickte, hob sie wie abwehrend die Hand. „Net wieder schlag'n Herr Bürgermeister.“

Lorenz schämte sich vor dem Kinde. Der Anblick packte den rauhen Mann wider Willen. „Hab' Di ja gar net g'schlag'n, ausg'rutscht bist und abafugelt, grad a bißl aufg'schürft, desweg'n brauchst toan G'schrei z'mach'n z' Haus — und wenn's grad wieder auftrifft, daß Du den Flori nöti hast — no dann — dann — ruafst 'n halt.“

Das Gesicht Keßels erhellte sich bei den letzten Worten des Achenbacher. Keine Spur von Schreck und Schmerz blieb zurück. Rasch sprang sie auf. „O, kein Sterbenswörtl sag' i. 's is mir ja nix, Herr Bürgermeister. Gar nix.“ Sie trockenete mit dem Röschchen das nasse Gesichtchen und lachte über die Blutspuren. „Gar nix is, grad der Schreck hat's gemacht.“

Da rief man vom Hofe herab wiederholt ihren Namen.

„D' Wuatter! D, i jag' nix! Woan Sterbenswörtl! Kann ja g'fall'n sein, net wahr, Herr Bürgermeister?“

Mit diesen Worten sprang sie seitwärts durch den tiefen Schnee, dem Hofe zu, doch ihre Bewegung schien unsicher, zweimal hielt sie sich an einem Obstbaume fest.

Fiori und der Vater sahen ihr unverwandt nach.

Ehe sie hinter dem Hügel verschwand, sah sie sich noch einmal um und schüttelte die erhobene kleine Hand. „Gar nix!“

Lorenz verwischte mit dem Stiefel die Blutspuren.

„A brav's Mädchel, 's Keßel! Das mußt Du selb'r sag'n, Vater,“ meinte Flori.

„Is auch,“ erwiderte der Achenbacher, „aber das ändert an der Sach nix. Du bist alt g'nua, daß D' weißt, wie ma stehn mit die Leut, und a bißl an Stolz mußt ma in Deine Jahr schon hab'n.“

Er schritt seinem Hofe zu, dessen breites Dach sich hinter dem Hügel erhob. Flori folgte seiner Spur.

„Wenn's jetzt tot g'wes'n wär, nacha war's aus mit unserm Stolz.“

Der Vater wandte sich um und warf seinem Sohn einen bösen Blick zu: „Schwäh net so dumm!“

„Was g'schehet ein'm jetzt da?“ fragte der Junge unbekümmert fort. „Käm' ma ins Zuchthaus?“

„War no schöner!“ meinte Lorenz. „A Unglücksfall war's halt, do mein Lebtag foan Mord. Dös hoßt — Herrgott, fragt der Bua dumm.“

Sie hatten den Hof erreicht. Ein derber, wollhaariger Hund erdroffelte sich fast an der Kette vor Freudenprüngen. Ein Schwarm Späßen erhob sich lärmend vom rauchenden, frischen Dung.

Lorenz klopfte mit dem Bergstock die Stiefel ab vor der Hausthür, ebenso den Wettermantel, dann trat er ein. Ehe er die Thürflinke zur Linken drückte, atmete er schwer auf.

Vor dem Ofentisch sah eine stattliche Frau stridend. Ihr rotblondes Haar war in einem dicken Zopf um den Kopf gelegt. Im grellen Schneelichte, das zum Fenster hinter ihr hereinflutete, flimmerten die wirren losgelösten Härchen wie lauter Gold, die blau karierte Jacke ließ einen blühweißen, auffallend jugendlichen Nacken und zwei tadellos geformte Arme frei, während sie in ihrem knappen altmodischen Schnitte den kräftigen Körperbau zur vollen Geltung brachte. Die Achenbacherin!

Auf der Ofenbank qualmte der Großvater, die Ellbogen auf den Schenkel gestützt, aus einer Holzpfise.

Kein Wort fiel. Die Stricknadeln klapperten ohne Unterlaß weiter, nur die grauen Augen der Frau ruhten forschend auf Lorenz, welcher den Wettermantel auszog und auf die Stange vor dem Ofen hängte.

Lorenz machte sich länger als nötig zu schaffen, plötzlich wandte er sich.

„Warum red'st denn gar nix?“ fragte er mit mühsam unterdrückter Erregung.

„I mein' alleweil, an Dir wär's, z'red'n,“ erwiderte die Bäuerin.

„Natürli, weil i Euch was Neu's sag'.“

Das Geklapper der Stricknadeln hörte auf.

„Das Alte wär, daß Di wieder g'wählt hab'n,“ sagte die Bäuerin regungslos.

„Das wär das Alte, ganz richti,“ brummte der Vater auf der Ofenbank.

„Das meint er a, der Lorenz — gelt, Lorenz?“

„Oder was — der Lehner is?“

Lorenz schlug sich mit der flachen Hand auf die Schenkel und lachte grell auf. „No, was schaugst denn so bösi? Is das was Neu's für Euch?“

Der Alte starrte mit offenem Munde auf seinen Sohn. Die Bäuerin hatte das Strickzeug weggelegt und strich sich mit der Hand um den Hals, als würde sie etwas.

Lorenz beobachtete scharf sein Weib. Sie schwieg ihm zu lange, und der Blick über die Tischplatte hinweg schien ihm bedenklich in die Weite zu schweifen.

„Endlich!“ fuhr sie fort, „samt der Kramerstochter, samt dem Lump'n von Bruodern, und i hab' ma weiter an Kauf'n einbild't auf die Bürgermeisterin — und jetzt is die armelige G'jellin da drüb'n. Aber in der Ordnung is.“ Sie schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Dunkle Röte stieg den weißen Hals hinauf bis unter die Haarkrone. „Ganz in der Ordnung. Wenn ma so an alt's Recht net halt'n kann, g'hört's ei'm a net.“

Lorenz schwoll die Zornader. „Also i bin schuld, i? Gätt's am End mach'n soll'n, wie der andre, mein ganze Freundschaft verrat'n, bei den Seehannern betteln gehn um die Stimma? Na, lieber so den Kampf aufnehma mit dem Volk und sein saubern Bürgermeister. Das steht an Achenbacher besser an. Aber dozua g'hört vor all'm, daß ma in sei'm eignen Haus kein Widerstand find'.“

„Find'st denn?“ fragte der Alte.

„Na, 's langt grad,“ erwiderte Lorenz. „Der Flori treibt si' den ganz'n Tag mit der Nesi drü'b'n umanand, grad hab' i f' wieder d'ertwisch, und der da“ — er zeigte auf die Bäuerin — „is a net recht ernst, mein' i alleweil, mit der Feindschaft —“

„Meini?“ Burgl erhob sich und trat auf Lorenz zu. „Wia Du Di auskennst! Wenn i Dir aber sag', daß i 'n haß, den Heimdu'r, wia ma nur an Mensch'n haß'n kann. Daß i recht wohl weiß, warum er die ganze Sach eing'fädelt hat! Nur um m i z'fränk'n! 's mir nacha a net ernst?“ Die grauen Augen blühten leidenschaftlich auf, die hochgehende Brust verriet die höchste Erregung.

Lorenz weidete sich an diesem Anblick. In seiner bölligen Unkenntnis der weiblichen Seele erblickte er darin die klare Widerlegung seiner Befürchtungen.

„Ja, wenn's so steht, Burgl, wenn Du zu mir haltst, dann is 's Spiel g'wonna, eh's angeht.“

Er streckte ihr jäh die Hand hin.

Sie ergriff sie ohne Wärme. „Daß da no ein Versicherung brauchst!“ sagte sie spöttisch.

„Und eh'r soll der Nebenbach durch die Stub'n lauf'n, als daß anders g'halt'n wird zwisch'n uns und die Lehner.“

Der Alte hatte sich von der Ofenbank erhoben und stand, auf seinen Knotenstod gestützt, mit seinen halberblindeten Augen das spärliche Licht suchend, vor den beiden.

Es war das eine von ihm oft gebrauchte Redensart. Von Jugend auf kämpfte er mit dem wilden Bergwasser, welches sein Eigentum durchströmte und demselben den Namen gegeben hatte. Ein zäher Kampf! Bald riß er ihm ein Stück Wiesenland hinweg oder verschüttete ein andres mit Kies und Geröll in unbändigem Ungestim, bald weigerte er sich in träger Ruhe, seine Schneidemühle zu treiben. So führte er ihn auch ständig im Munde, bald als Gleichnis, bald als Drohung und Beschwörung. „Und wenn er do durchlaufat?“

Es war Floris Stimme, der lachend, einen gewaltigen Ranken Brot in der Hand, unter der Thür stand.

Lorenz wandte sich zornig um. „Was schleicht denn alleweil daher wia's Unglück?“

„Der Flori?“ fragte der Alte, welcher nur den Ton der Stimme vernommen. „Der kommt ja grad recht. Da geh her, Flori.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kinderspiele in alter Zeit.

Noch ist, so viel ich weiß, keine Geschichte des Kinderspiels geschrieben; fleißige Forscher und tief sinnige Gelehrte haben sich ja auch dahinter gemacht, allerlei Kinderreime gesammelt und da und dort nach den Spielgerätschaften der Kinder geforscht, um zu entdecken, daß diese, soweit sie nicht der Kunst und Technik zum Opfer gefallen, eigentlich überall und zu allen Zeiten die gleichen geblieben sind.

Das Kind spielt mit allem, was ihm in die Hände kommt, mit Steinen und Blumen und mit einem Stückchen Holz, das es sorgsam umkleidet und pflegt und häßkelt, wie wenn's eine ganz kunstvolle Puppe wäre. Ja wohl, eine Puppe — die finden wir schon in den prähistorischen Gräbern, ebenso wie Pferdchen aus Holz oder Messing, und ebenso wie die primitivsten Musikinstrumente, die freilich auch manchmal schon schönen silbernen Schmuck aufweisen. Und wer kennt es nicht noch aus seiner Jugend, das „Stedenpferd“, mit dem er mutig durch Haus, Hof und Garten ritt?

Aber das alles waren ja nur Spiele für die Stube und für die lange Winterszeit, in der höchstens die Eisbahn, der Schnee und die Schlitten ins Freie lockten. Kam einmal der Frühling, so griff man auch nach anderm Spielzeug. Da waren die Schüsser, für deren Herstellung aus Glas schon eine Stuttgarter Handschrift des 15. Jahrhunderts ein Rezept angiebt mit dem Bemerkten: „Das sind die gelben Ägelin, weil da die Schüler mit spielen, und sind gar wohlfeil“. Im Jahre 1426 erlaubte der Rat zu Nördlingen das Paarlafen, Kegeln, Radtreiben, die Schnellfügelchen, das Topfspiel und Hasenschlagen, das Schießen mit Blasrohr und Armbrust, das allerdings auch mancherlei Unglück anrichtete, die Wind- oder Drehmühle, Blinde Kuh, Drachentreiben, Selzenlaufen, das Wallspiel, und namentlich auch das Kreiselreiben übte man schon vor etlichen Jahrhunderten ebenso wie heute. Und daneben spielte man, wo sich eine fröhliche Kinderschar traf, allerlei Schelmenspiele „Gerad' und Ungerad“, Platzwechseln, „Schneider, leih' mir Deine Scheer“, „Lachen verhalten“, Knöcheln, Fingergziehen, Haseln usw., raufte wohl auch manchmal ernsthaft miteinander, damit die Frau Mutter etwas zu flüden hatte und der Herr Vater das spanische Rohr, das damals eine noch größere pädagogische Rolle spielte als heute, nicht ganz unbenutzt lassen mußte. „Wenn ich bei Euch wäre“, schrieb Goethes Mutter an ihre Enkelkinder in Weimar, „lernte ich Euch

allerlei Spiele als Vögel verkaufen, Luchdiebes, Hofschamber, Hofschamber und noch vieles andre“. „Hochen“ und „Verlaufen“ spielte bei den kleinen Mädchen auch im Freien eine große Rolle. Schon Geiler von Kaisersberg berichtet: „Da die Kind Gefatterlin mit einander, da machen sie Saffran, und das ist gefärbte Wurz, das ist Süßwurz, das ist Ingwer, und ist alles aus einem Ziegel gerieben, und ist Ziegelmehl, und machen Häslein und tochen, und wenn es Nacht wird, so ist es alles nit und stoßen es um“. Das war's ja auch hier, beim Spiel im Freien: das selbstgefertigte Spielzeug machte dem Kinde am meisten Freude. Thomas Platter erzählt, daß er schon im Alter von 5 bis 6 Jahren, wo er nur ein Häufchen Sand oder Grund auf der Gasse gewühlt, „tiefe Löcher gegraben und mit Steinen hohe Thüren, Häuser und Mauern gebaut hat“. Felix Platter aber baute sich aus Holz oder Rinde kleine Schiffe, setzte diese in den Brunnenrog, und seine Phantasie erzählte ihm allerlei Wunderfahrten, die diese über Flüsse und über Meere trugen.

Mancherlei Vorteile genossen bei ihren Spielen die Landkinder vor den Stadtkindern. Die Natur bot ihnen in reicher Fülle alles nur mögliche Spielgerät. Erst blies man die aus Weidenstöden angefertigte Flöte, dann kam das Birken- und Birnenlaub, auf dem man blasen lernte. „Dann kamen,“ wie der Historiker Heinrich Leo aus seiner Kindheit erzählt, „die Haserhengeln, die wir mit einer Rispe aufstießen, und so bescheidenere Pfeifchen zu Wege brachten; dann war der Weizen reif, und wir flochten schöne Strohhänder, dann Körbchen und Stühlchen von Birnen oder von Wegebretstengeln. Dazwischen war die Erdbeer-, Heidelbeer- und Preiselbeerzeit, zu der wir halbe Tage lang im Walde herumgezogen, uns satt aßen, und in kleinen, aus abgeschälter Rinde junger Eichenstämme mit Dornen zusammengeflochtenen Mäuschen auch den Eltern Beeren nach Hause trugen. Im Herbst kam dann die prächtige Brombeerernte, und dann wurden, wenn die Hohlunderbeeren reiften, Sprengel gestellt. Zu allen Zeiten wurden die Köhler besucht, um ihre Meiler und Hütten ward stundenlang gespielt; mit den Streu und Waldgras suchenden Weibern ward im Walde umhergetrieben und für sie gegen die Jägerbursche Schildwache gestanden, dabei auch zur Zeit der Ernte weiblich vor dem Buchenschnitter gesurrt; denn wenn der einen zuerst erblickte, mußte man ja sterben; auch vor den kleinen Waldmännchen mit den grauen Zippelmützen und vor den anrückenden Jägerburschen ward gezittert. Der Hirt ward oft bei seinen Umtrieben durch den Wald begleitet. Kurz, es war ein so reiches Kinderleben, wie es die Knaben wohlhabender Familien in der Stadt niemals gewinnen können.“

Es darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden, daß alle diese Spiele, wie auch die heute manchmal ganz unverständlich klingenden Spielreime ihren Ursprung zunächst in der Naturreligion der Deutschen haben. Sie entstammen also selbst der Kindheit unres Volktes, Spielleute haben sie aus der heidnischen Vorzeit übernommen und in allerlei Wandlungen durch die Jahrtauserte hindurch fortgepflanzt. Reigen waren eine Lieblingsunterhaltung im Frühling, wie im Sommer und im Herbst, und man freute sich ihrer bei jeder festlichen Gelegenheit, und diejenigen Reigen, die die Kinder heute noch tanzen, enthalten noch da und wann eine Erinnerung an die Tiermasken, die man einst bei solchen Festspielen zu tragen pflegte. Eine Erinnerung an die Zeit, wo man mit oder in einer Blumenkette tanzte, ist auch der Rosenkranz, der heute noch bei den Kinderreigen eine Rolle spielt. Aus dem Löwenzahn flocht man die Ketten, die man heute noch von den Kindern hergestelt sieht, und bei dem Chorreigen damit fangen diese:

Ringeldanz, rosenkranz:
De ketel hang do füre,
de jungfern sünd so dire,
gesellen sünd so goden lop
dat se up de fraten lopt.
Woder gif mi'n Höschen
das hang it an min rötschen.
Und as dat rötschen klar wer,
do sat das Höschen Kling.

Das ist der Reigen des „Rosenkranz“. Merkwürdig ist ein Reigen: „Die Königstochter im Turm“, merkwürdig in ihren Begleitreimen sind auch die stark an altgermanische Bräuche erinnernden Paarspiele „Frau Rosen“ und die „Brüde“, von denen das eine mit der Frage beginnt: „Woneben want Frau Rosen?“, während das andre mit dem Ruf beginnt: „Hal up de brüch!“ und ein drittes Spiel der „Herren von Lünefeld oder Nimbe“, direkt an die germanische Brautwerbung erinnernd, mit dem Verse beginnt:

Da kommen zwei Herren aus Lünefeld
Zuchheisafa filadi (Pilatus).
Was wollen zwei Herren aus Lünefeld?
Zuchheisafa filadi.
Sie wollen die älteste Tochter frein — usw.
Zulezt bleibt dann nur noch die Mutter übrig:
Was wollen sie mit der Mutter ihun?
Zuchheisafa filadi!
Sie wollen sie in ein Kloster sperren
Zuchheisafa filadi.

Diese arme Mutter entwischt freilich bei solchen Aussichten, und das Spiel endigt damit, daß man sie hascht.

Alle dieser Lieder, die natürlich von den entsprechenden Spielvorgängen begleitet waren, sind zweifellos Bruchstücke aus Chorreigen des germanischen Altertums, die jedenfalls bei Frühlings-

anfang gesungen und getanzt wurden. Die spinnende Königstochter, die sieben Jahre im Turm oder im Kloster zubringt, ist niemand anders als die spinnende Erdgöttin Holba, die von den Winterriesen in siebenmonatlicher Gefangenschaft gehalten und dann von dem Frühling, dem Vortänzer, befreit wird aus ihrer Winterburg. Auch mit der „Frau Kose“ ist sie identisch, die in dem Kinderbrunnen sitzt, aus dem nach der alten Volksmeinung die Kinder geholt werden. Aus der Vorstellung des germanischen Heidentums, wonach die Toten eine Brücke ins Jenseits führt, ist zweifellos das Brückenpiel hervorgegangen. Nach der Waschl kommen sie in den Himmel oder in die Hölle, d. h. entweder nach Walhall oder zur Todesgöttin Hol. Der Kampf, in dem am Ende der Dinge die Bewohner Walhalls mit den feindlichen Mächten der Unterwelt geraten, wird durch das den Schluß des Brückenpiels bildende Hin- und Herzerren der Kinder veranschaulicht.

Es erübrigt sich vielleicht noch, mit einigen Sätzen auf die mit den einzelnen Festen zusammenhängenden Kinderspiele zu sprechen zu kommen. Schon das Neujahr brachte allerlei Kurzweil, an dem tollen Treiben der Fastnacht nahmen die Kinder gebührenden, manchmal auch etwas ungebührlichen Anteil, auch elliche Schulfeste brachten mancherlei Ergötzung. Beim „Tobastreiben“ zu Beginn des Frühlings trugen die Kinder eine Puppe umher, die sie nachher feierlich verbrannten, an Ostern und Pfingsten boten Eier und Gebäck allerlei Unterhaltung, und insonderheit brachte der Monat Mai der Lust und Freude genug. Der Tag der Sonnenwende, der Johannis-tag, war ein hohes Fest für die Kinder. Unter Absingen gewisser Lieder sammelte man das Holz zum Freudenfeuer, und wenn dieses dann des Nachts hell aufleuchtete, tanzten Knaben und Mädchen um dasselbe und sprangen wohl auch darüber. In Nürnberg freilich mußte im Jahre 1822 ein ehrfamer Rat diese Sonnenwendfeier der Kinder verbieten, und es mag ja wohl sein, daß es bei solchen Feiern nicht immer ganz kindlich zugeht. Bis zum Martinstag gab es für die Kinder der Lustbarkeiten noch viele. Der Pelzwärter kam in grünlischer Gestalt zu den bösen und guten Kindern, und Weihnachten ist das größte Freudenfest, wie heute, so auch damals. —

L. H. Ebner.

Kleines feuilleton.

nr. Die Witwe. „Trude! Mäze!“ Frau Lemte trat, ein Wäschestück ausschüttelnd, aus der Waschküche und rief's in mahnendem Tone ihren Kindern zu, die sich in Gemeinschaft mit andren beim Spiel vergnügten und vom Hof auf die Straße, von der Straße auf den Hof galoppierten. Seufzend blickte die Mutter den Davoneilenden nach; sie waren nicht zu halten, und der dreijährige Max mit seinen lomischen Fluderhosen herbedete sich am tollsten.

Eine Nachbarin mit einem Säugling auf dem Arme sah in der Nachmittagssonne auf dem Haullöy; jetzt trat sie an die Thür der Waschküche: „Jaja. Sie ha'm ooch Ihre Sorje mit die Kinder.“

Frau Lemte stand schon wieder am Waschfaß und bürselte, daß die Seifenblasen spritzten; sie nickte mit hochgezogenen Augenbrauen zustimmend zur Nachbarin hinüber: „Ja kann Jhn' sagen!“ Blöcklich hielt sie mit dem Bürsten ein und hob mit einem fürchtamen Ausdruck im Gesicht horchend den Kopf: „Kommt da nich die Elektrische?“

Ein laufender, rollender Ton drang von der Straße herein.

„Jhr Kleener is ja hier“, sagte die Nachbarin.

Ein wilder Blondkopf steckte den Kopf zur Thür herein: „Mutter! Wir ha'm Jed gespielt!“ Dabei hüpfte er bald auf dem einen, bald auf dem andern Bein.

„Is jut, mein Söhnchen“. Die Mutter wischte ihm das erhitzte Gesicht mit der Schürze ab. „Aber jeh' nich zu weit uff de Straße, hörste. Nich zu wild jind. Hübsch artig!“ Sie tätschelte ihm die Wangen. „So, nu spiele weiter, Mäzenen. Mutter muß arbeiten. — Trude!“ rief sie der sechsjährigen Tochter zu, daß Du mir ja uff Magen aufpaßt!“

Die Kinder sprangen davon.

„Hübscher Junge“, meinte die Nachbarin.

„Hat ja ooch 'n hübschen Vater jehabt“, lachte die Waschfrau. Aber sie wurde gleich wieder ernst und seufzte: „Man hat's nich leicht, Frau Klugen. Als mein Mann starb, lag der Kleene noch in de Windeln. Se könn'n sich denken! Früher ha't's nich nötig jehabt, Tag for Tag an's Waschfaß zu steh'n und an's Plättbrett. Jeden Nachmittag, so um die Zeit jeh't, bin' mit de Kinder in 'n Park jekangen, hab' hübsch still uff de Bank jesseßen und blos 'n bisken jestrict. Wenn mein Mann von Arbeit kam, holte er mir da ab. Heute? Ach Jott! Sowat lenne id nich mehr. Höchstens Sonntags mal. Und da is meistens ooch noch allerhand in die Wirtschaft zu kramen und zu stiden und zu machen.“ Frau Lemte schlug ein Wäschestück heftig auf dem Rande des Waschfasses aus. „Wat hilst's! Man muß zufrieden sind, des man 't Leben hat.“

„Jeh't Jhr Geschäft denn?“ erkundigte sich Frau Kluge.

„Na, Millionär kann man ja nich bei wer'n. Aber durchjehbracht ha't uns bis jeh't noch immer so einijermäßen. Lange schlafen derf man ja bei der Jeshäft nich. Und meine Arme fühl' id abends, daruff könn'n Se sich verlassen! Woche for Woche zwee Waschtage! Und die übrige Zeit ans Plättbrett!“

„Det hielt id nich aus!“ beteuerte kopfschüttelnd die Nachbarin.

Die andre lachte: „Dacht' id ooch erst. Aber wenn Se müssen, jeh't's schon. Ja brauch' blos meine Kinder anzusehn, denn laß id

nich loden. Wenn de Knochen ooch steif wer'n dabel.“ Sie versuchte den Oberkörper aufzurichten. „Ja kann mir kaum noch irade kriegen. Es is, als ob id 'n Stock in 'n Rücken habe.“

„Mutter! Wir spiel'n Verstedt jeh't!“ Max tanzte, mit Händen und Beinen zappelnd, herein, schob aber gleich wieder jauchzend hinaus. „Anschlag for mir!“

„Jott! Der Junge!“ Frau Lemte schüttelte ärgerlich lachend den Kopf. „Seit der die Hosen anhat, is keen Auskommen mehr mit 'n. Aber wat soll man machen.“ Sie streifte mit einem Blick die Fenster ihrer Kellertwohnung, wo ein blaßes Lehramädchen sich mit dem Plättleisen mühte. „Soll id die Kinder da insperren?“

„Ne!“ Die Nachbarin verneinte heftig. „Denn kann man jleich bei de Apotheke abomnieren.“ Sie wiegte ihr Kleines in den Armen hin und her. „Eh' man so 'n Wärntzen jroh hat —!“

„Ja! Wenn man se blos jroh kriegt! Na, id wer 's ja woll noch so lange aushalten. Sie haben doch wenigstens Jhr'n Mann, der for Alles forjt. Könn'n die Kinder 'n bisken halten und uffpassen. Ja bin schon zufriede, wenn se nich wie de Fliedpuppen rumlofen und alle Tage satt wer'n.“

Auf dem Hofe entstand ein Höllenlärm. Die Kinder rieten auf ein neues Spiel und jauchzten wild durcheinander. Endlich einigten sie sich auf einen Wettkampf. Durch den Hausflur ging die Bahn, über die Straße bis zum gegenüberliegenden Hause. Trude zählte: „Eins, zwei — drei!“ Die Kinder stürzten los, Max wie ein Wilder voran.

Von der Straße drang näherkommend wieder der rausende, rollende Ton . . .

Ein scharfes Klingeln, ein Poltern und ruckendes Schleifen . . . der Fahrer hatte jäh gebremst . . . ein entsetzter, vielstimmiger Schrei . . .

Trude slog in den Hof: „Mutter, der Mäze!“

Die Waschfrau stürzte schon schreiend an ihr vorbei hinaus auf die Straße, wo man den Kleinen eben hervorzog: „Mäze! Mäze!“ Frau Kluge blieb, die Augen abgewandt, auf dem Trottoir stehen.

„Det kommt dabon“, schrie der Hauswirt ihr aus seinem Parterrefenster zu, „wenn de Weiber nich uff ihre Jöhren uffpassen!“

Zitternd drückte die Angeredete ihren Säugling an die Brust. Dann wandte sie ihr bleiches, bebendes Gesicht dem Sprecher zu: „Sie woll'n wohl nich pünktlich Jhre Miets ha'm, was?“ —

k. Die Schärfe des Geruchs. Ueber das „Wunder des Geruchs“ veröffentlicht der englische Forscher Dr. Mc Person eine interessante Aulanderei. Wenn man den Jägern beim Rebhühnerschießen zusieht, schreibt er, so ist man überrascht über die wunderbaren Fähigkeiten der Jagdhunde. Ohne ihre außerordentliche Fähigkeit, den lebenden und den geschossenen Vogel zu riechen, würde diese Jagd in der Regel nur wenig Resultate haben. Mit welcher unbedingtem Eifer suchen die Pointer, bis sie auf eine verborgene Kette kommen, und mit wie wunderbarer Genauigkeit führen die Retriever den verwundeten Vogel auf! Dieser feine Geruch ist gewiß zum Teil „Instinkt“; aber Übung und vor allem Erblichkeit ihun das Jhrige. Ueber den Geruchssinn ist indessen noch wenig bekannt. Durch Übung können Drogueuhändler die verschiedenen Gerüche mit erstaunlicher Schärfe wahrnehmen. Kesselnöl kann bei einem Teil zu 88 000 Teilen Wasser von geübten Männern noch gespürt werden, während Frauen im Durchschnitt den Geruch nur in der Lösung von 1:50 000 Teilen Wasser noch wahrnehmen können. Männer sind im stande gewesen, den modrigen Geruch von Nausäure in einer Lösung von 1 Teil in 2 Millionen Teilen Wasser wahrzunehmen; dabei war kein chemischer Nachweis mehr möglich. Auch Insekten haben einen sehr scharfen Geruchssinn. Wenn ein Weibchen von der Mottenart Saturnia Carpini in einer Schachtel eingeschlossen wird, so können Männchen derselben Species sie auf eine englische Meile durch all die vielfach dufende Luft des Baldes hindurch ausfindig machen. Am höchsten steht jedoch der Geruch der Hunde. Der verstorbene Dr. G. J. Romanes berichtet, daß er einen Terrier hatte, der in den Menschenmengen des Londoner Parkes seinen Herrn doch ausfindig machte, wenn er sich mit Umwegen vor dem Hunde verborgen hatte. Das Tier ging zu dem Platz, wo es ihn zuletzt gesehen hatte, und dann nahm es den Geruch wahr und spürte seinen Weg mit allen Windungen auf. Aus sorgfältigen Experimenten geht jedoch hervor, daß ein feinspührender Hund den Spuren eines Mannes folgen wird, der seines Herrn Stiefel trägt und die Spuren seines Herrn verkennt, wenn dieser fremde Stiefel an hat. Wenn steifes braunes Papier an die Sohlen und Seiten der gewöhnlichen Jagdstiefel geleimt wird, so folgt der Hund nicht den Spuren seines Meisters, wohl aber wieder, wenn das Papier beschädigt ist und der Stiefel den Boden berührt. Dr. Romanes ging 50 Meter weit in seinen gewöhnlichen Stiefeln, 100 in Strümpfen und wieder 100 in bloßen Füßen. Seine Hündin folgte mit voller Geschwindigkeit nur dem ersten Teil der Fährte. Ebenso geschah es, als er seine Stiefel mit Anisamöl eingedünnt hatte, welcher scharfe Geruch den andren also nicht zerstört hatte. Romanes meinte daher, daß der Hund den besonderen Geruch des Schuhlebers zusammen mit den Ausdünstungen des Fußes erkenne, und nicht den besonderen Geruch der Füße oder des Körpers. Hunde riechen oft genug auf 200 Meter eine Person. Möpse, die ein verstedtes Biskuitbröckchen entdecken sollen, und Terrier, die sich in einer Höhlung, in der Ratten sind, befinden,

geben Beispiele von einer solchen weittragenden Geruchskraft. Wie unendlich feint müssen also die Teilchen sein, die von dem Gegenstand ausströmen, den die Hunde riechen! Ein Zehntel Körnchen von Moschus kann jahrelang ein Zimmer durchdringen und doch kann nicht der geringste Gewichtsverlust am Ende dieser Zeit festgestellt werden. Die Geruchsnerben sind vor allem auch beim Halb-Wilden außerordentlich scharf. Die Eingeborenen von Peru können in der dunkelsten Nacht und dem dicksten Walde einen Reizen, einen Neger und einen ihrer Stammesgenossen am Geruch erkennen. —

Aus der Vorzeit.

— Die ältesten Menschenspuren an nordischen Küsten. Man schreibt der „Frankfurter Zeitung“ aus Göttingen: Ueber nordische Küstendüne hat Professor Dr. Verwoorn folgende Mitteilungen gemacht: In den nordischen Ländern beginnen die frühesten Spuren vom Auftreten des Menschen erst in einer viel späteren Zeit, als in Mitteleuropa. Während hier der Mensch höchst wahrscheinlich schon zur Tertiär-, sicher zur Diluvialzeit lebte, finden wir seine Spuren im Norden erst lange nach dem Abschmelzen des Diluvialeises. Die ältesten Reste sind die bekannten „Muschelhaufen“ (Skjellenmöddinger), die zeitlich in die Uebergangsperiode von der paläolithischen zur neolithischen Kultur fallen. Sie enthalten sehr primitive Feuersteinwerkzeuge, die nur geschlagen, nicht geschliffen sind, daneben aber bereits zahlreiche Reste von Keramik. Während diese Muschelhaufen durch die enormen Mengen von Muschelschalen charakterisiert sind, die sich als Abfälle der Nahrung angehäuft haben, fehlen bei einer andren Gruppe von Funden diese Muschelschalen vollständig. Letztere Funde werden, da sie sich ausschließlich an den Küsten finden, schlechthin als „Küstendüne“ bezeichnet. Der Inhalt der Küstendüne an Kulturresten ist, abgesehen von dem Fehlen der Muschelschalen, im wesentlichen derselbe wie der Inhalt der Muschelhaufen. Die Ansiedler an der Küste scheinen sich von den andren lediglich durch die ihnen zur Verfügung stehende Nahrung unterschieden zu haben, indem die Leute der Küstendüne vorwiegend von Fischnahrung lebten, wie die zahlreichen Fischreste zeigen. Im vorigen Herbst hatte Prof. Verwoorn Gelegenheit, in der Nähe von Malmö in Schweden bei Limhamn mit Prof. Regius und Dr. Ballengren zusammen einen Küstendünenplatz zu besuchen, der insofern Interesse verdient, als in ihm bisher nur immer die allerprimitivsten Formen von Feuersteinwerkzeugen gefunden worden sind und niemals eine Spur von Keramik. Der Fundort ist ein Strandwall aus Sand und Feuersteinen, der heute in einiger Entfernung vom Strande liegt. Dieser Wall wird jetzt allmählich abgetragen und an seinen Abhängen findet man eine große Menge einfacher Feuersteinwerkzeuge, vor allem Massen von prismatischen Feuersteinspänen, von abgesplitterten Scherben und roh zugehauenen Feuersteinägten. Dazwischen fand Professor Verwoorn Fischwirbel, Spuren von Holz und einen Zahn von einem Wiederkäuer. Der sehr primitive Typus der Feuersteinwerkzeuge und vor allem der gänzliche Mangel an keramischen Resten deuten darauf hin, daß es sich hier um eine Fundstelle handelt, deren Alter mindestens in die Zeit der ältesten Muschelhaufen, vermutlich aber in eine noch frühere Zeit hinabreicht und die somit zu den ältesten Fundstellen von Menschenspuren im Norden gehört. —

Geologisches.

10. Der Vulkan Kirunga. Eines der interessantesten Gebiete Innerafrikas ist die Gegend des Kiwu-Sees mit seinen thätigen Vulkanen, die als allgemeine Bezeichnung den Namen Kirunga-Gebirge tragen. Zum erstenmal wurde diese Landschaft von den Engländern Speck und Grant besucht, während später deutsche Forscher eine ganz hervorragende Rolle in der Erforschung gespielt haben. 1893 weilte Dr. Stuhlmann dort, 1894 bestieg Graf Götze als erster den Kirunga-Vulkan. Nach den Untersuchungen einiger englischer Expeditionen folgten dann die gemischten Grenzkommissionen Deutschlands und des Kongostaats. Jetzt bringt der Brüsseler „Mouvement Géographique“ neue Nachrichten über den Zustand der dortigen Vulkane aus der Feder des belgischen Kommandanten Daelman, der mit der Begründung einer Station des Kongostaates in dieser Gegend betraut gewesen ist. Nach seinen Mitteilungen raucht der Kirunga fortgesetzt wie der Schornstein eines großen Dampfers. Der Krater ist so groß, daß man 1/4 Stunden braucht, um ihn zu umgehen. An einzelnen Abenden war der Gipfel von einem lebhaften Feuerchein erhellt. Auch hatte der belgische Kommandant Gelegenheit, Erdbeben in der Umgebung des Vulkans zu beobachten, die vermutlich von letzterem ausgingen. Der Weg, der am Fuß des Kirunga vorübergeht, ist mit Asche bedeckt. In einer eigentlichen Eruption hat sich der Berg jedoch seit längerer Zeit nicht befunden, wenigstens kann sich kein Eingeborener einer solchen erinnern. Das Lavafeld, das sich gegen Norden ausdehnt, hat über 30 Kilometer Länge und 20–25 Kilometer Breite. Daelman überschritt es auf der Reise vom Kiwu nach dem Albert Eduard-See. An einigen Stellen erhoben sich auf dem Lavaström Schlackenbänke von 10–15 Meter Höhe, die durch einen Druck von unten her entstanden zu sein scheinen, eine als „parasitäre Vulkane“ bekannte Erscheinung. Die Lavamasse ist von großen Spalten durchzogen, die Gießkanalpalten nicht unähnlich sind und 1/2–1 Meter Breite erreichen. Daelman schreibt ihre Entstehung den Erdbeben zu. An andren Punkten traf er auf wenig umfangreiche, aber tiefe

Löcher, die mit einer leichten Schicht Lava von solcher Glätte bedeckt waren, daß der Forscher beim Ausgleiten beinahe ein Bein gebrochen hätte; die ihn begleitenden Schwarzen erlitten auf diesem gefährlichen Boden fast sämtlich durch Hinstürzen kleine Verletzungen. Die Karawane irrte hier zwei Tage umher und litt fürchterlich unter Hunger und Durst. Die Abhänge des Kirunga sind von dichten Wäldern mit dunklem Laub bedeckt. Daelman erwähnt ausgezeichnete Himbeeren, die er in einem dieser Wälder gefunden hat. Die Schwarzen schienen diese Frucht nicht zu kennen und verachteten sie trotz ihres Durstes, bis sie sich davon überzeugt hatten, daß ihr Führer gefahrlos davon gegessen hatte. Die Karte wird durch die Reise Daelmans insofern eine Verichtigung erfahren, als der Nutschuru-Fluß, der stärkste südliche Zufluß des Albert Eduard-Sees, nicht am Fuße der Vulkanberge entspringt, sondern in einem östlich gelegenen Sumpf und zunächst nach Süden fließt, später nach Westen und schließlich nach Norden. In der großen Straße, die den Süden des Albert Eduard-Sees mit dem Posten von Nutschuru verbindet, fanden sich drei Ströme heißen Wassers, die sich in jenen Fluß ergossen, die Temperatur betrug zwischen 50–68 Grad Celsius. Man traf auch auf einige Sümpfe und Moraste, deren Wasser durch Schwefelgehalt eine gelbliche Färbung besaß. —

Humoristisches.

— Praktisch. Fremder: „Wofür steht die Weideruhr im Gühnerfall?“
 Bauer: „Schau'n Sie, der Hahn wird halt schon a bissel alt und damit er morgens pünktlich die Leute weckt, muß er selbst geweckt werden!“ —
 — Die verunglückten Touristen. Führer Wasil zum Führer Sepp: „Hörst Du nicht, wie da droben auf der Totenspitze jammervoll um Hilfe geschrien wird?“
 Sepp: „Ja, wohl, ich höre es ganz deutlich, da muß wieder ein großes Unglück geschehen sein.“
 Wasil: „Es wird von den Touristen herrühren, die heute früh da hinauf aufgebrochen sind.“
 Sepp: „Ja, es kann nicht anders sein. Jetzt schreien sie noch viel kläglicher. Rasch hinauf, solange noch Rettung möglich ist.“
 (Die Führer steigen auf. Nach einer Weile): „Da oben sind sie! Siehst Du sie? Gleich rechts auf dem Felsvorsprung. Wie sie mit den Armen schwenken.“
 Wasil: „Ja, zwei oder drei liegen am Boden, das werden die Verunglückten sein.“
 Sepp: „Sie scheinen uns bemerkt zu haben. Holla! — Hooh! Siehst Du, sie erwidern unsre Signale.“
 Wasil: „Ihre Stimmen klingen schon ganz heiser vom Schreien.“
 Sepp: „Ja, so markerschütternd habe ich noch niemand rufen hören.“
 Wasil: „Schnell, schnell, sie erlahmen schon und sinken ebenfalls zu Boden.“
 (Die Führer verdoppeln ihre Anstrengungen und gelangen nach einer Stunde auf die Totenspitze, wo sie eine Gesellschaft von fünf Herren treffen, welche in der fidelestn Laune am Boden ausgestreckt liegen und die mitgebrachten Vorräte verzehren.)
 Wasil: „Ja, Krutzitürken, Ihr seid ja munter und fidel? Und wir haben geglaubt, Euch sei ein Unglück zugestoßen. Weshalb schriet Ihr denn so mörderisch um Hilfe?“
 Einer von den Touristen: „Aber erloobten Sie, mei Guterster, mir ham Sie doch bloß gejodelt.“ —
 („Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Die erste Neuaufführung des Lessing-Theaters in dieser Spielzeit ist Otto Ludwigs „Hanns Frei“, das einzige Lustspiel des Dichters. —
 — Die Märchendichtung „Heilfried“ von Wodo Wildberg (Heino v. Dickinson) ist zur Aufführung im Dresdener Schauspielhaus angenommen worden. —
 — Fritz Lienhardt hat eine Trilogie „Die Wartburg“ geschrieben. —
 — Mascagni arbeitet an vier neuen Opern. —
 — Die am Sonntag geschlossene Sommerausstellung der Berliner Seceßion hat einen Ueberschuß von rund 12 000 M. ergeben. —
 — Eine große national-amerikanische Kunstgalerie auf Bundeskosten wird in Washington geplant. —
 — Die griechische archäologische Gesellschaft will den alten Markt (Agora) von Athen aufdecken. Man hofft auf bedeutende künstlerische Funde. —
 — Das schönste Stück unter den Funden von Antikithera, eine männliche Jünglingsgestalt aus Bronze, wurde bisher für ein Werk des Polyklos oder Skopas gehalten. Nach einem Vortrage des Bonner Professors Löschke ist die Statue wahrscheinlich der Paris des korinthischen Meisters Euphranon. —
 — Die philosophische Fakultät der Universität Wien stellt folgende Preisaufgabe: „Die griechischen Sklavennamen sollen aus der gesamten Uebersetzung des Altertums (Literatur, Papyri, Inschriften) gesammelt und nach ihrer Bedeutung und nach ihrem Verhältnis zu den Namen der Freien untersucht werden.“ Der Preis beträgt 50 Dukaten. —